In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 187. Posen, den 17. August 1928. 2. Jahrg.

Copyright by Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W.

Richter Maxell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.

6. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Vollkommen," sagte Cartwright und war erstaunt über die kühle Vernunft dieses Mädchens. Er hätte ihr keinen dieser scharfsinnigen Gedanken, die sie jetzt aussprach, zugetraut. So war er gereizt und zu gleicher Zeit ein wenig amüsiert.

„Wenn Sie sagen, Sie wollen mir zehntausend Pfund geben," fuhr das Mädchen fort, „so klingt das gut. Aber nicht gut genug. Ich habe da so einen Hintergedanken, daß die Angelegenheit für Sie viel wichtiger ist, als Sie zugeben."

„Na, wie wichtig denn?" hänselte Cartwright.

„So wichtig, daß es Ihr Ruin sein kann. Und ich glaube, daß Sie jeden Preis bezahlen werden, um dieses Land zu bekommen. Sonst könnten Sie ja zu dem Mann hingehen, oder wie gewöhnlich die Sache durch Ihren Anwalt regeln. Nein, ich will Ihre zehntausend Pfund nicht, aber ich werde Ihnen einen Vorschlag machen. Ich habe gesagt, daß ich Sie gern habe, und das ist durchaus wahr. Sie sagten mir, daß Sie Junggeselle seien, und auch ich erzählte Ihnen, daß ich keinen Mann habe und mein Herz noch frei ist. Ich behaupte nicht, daß ich Sie liebe, und ich schmeichle mir auch nicht, daß Sie mich lieben. Aber wenn Sie wollen, daß dieser Plan gelingt, und wenn ich durch solchen Schlamm steigen soll, um ihn durchzudrücken, dann müssen Sie auch den Preis dafür bezahlen —"

„Und der ist?" fragte Cartwright neugierig.

„Sie müssen mich heiraten!"

„Wa — was?" Cartwright japste vor Verwunderung. Dann fing er zu lachen an, zuerst leise und dann, als die Komik der Situation ihn überwältigte, so laut, daß die anderen Gäste des Cafés Soribe sich nach ihm umsahen.

„Das ist eine Kateridee! Aber —"

„Aber?" wiederholte sie und ließ kein Auge von ihm.

Er nickte ihr zu: „Abgemacht!"

Sie sah ihn an, als sie ihm die Hand entgegenstreckte und die seine ergriff. Dann schüttelte sie bedächtig den Kopf.

„Wahrhaftig! Sie brauchen das Land dieses Burschen verflucht nötig!" Cartwright fing wieder zu lachen an. —

Senjor Brigot lebte auf ziemlich großem Fuße für einen Mann, der am Rande des Ruins steht. Ein kleines Haus in Caison Lafitte und eine Etage auf dem Boulevard Weber gehörten ihm. Er selbst war ein gewichtiger, müde aussehender Mann mit einem dunklen Schnurrbart, der offensichtlich gefärbt war, und einem kurzen Vollbart, der anscheinend derselben Behandlung unterworfen worden war. Senjor Brigot hatte wie Herr Cartwright viele Interessen, aber sein Hauptinteresse war es, nach seinem Geschmack zu leben und seinen Liebhabereien nachzugehen. So brüstete er sich damit, daß er — obgleich er seit zwanzig Jahren in Paris lebte — diese Stadt niemals zwischen sechs Uhr morgens und ein Uhr nachmittags gesehen habe. Seine Frühstücksstunde war zwei Uhr. Um sechs Uhr abends fing er an, sich für das Leben zu interessieren; und zu der Stunde, in der die meisten Menschen sich zur Ruhe begeben, stand er in der Blüte seines Tages.

Da geschah es eines Abends, daß Senqor Brigot — der sonst in friedlichster Gemütsstimmung sein Diner einzunehmen pflegte — sich mit dicken Runzeln auf der Stirn an seinen Lieblingstisch bei Abbaye setzte, und das fröhliche „Guten Abend" des höflichen Maitre d'hôtel mit einem Brummen beantwortete.

Zu seinen vielen Unternehmungen und wenigen Besitztümern gehörte auch — und das wußte Cartwright nicht — das Eigentumsrecht und die Verwaltung eines kleinen, baufälligen, hölzernen Theaters in Tanger. Außerdem war er noch an verschiedenen Kabaretts in Spanien interessiert. Aber was ihn in diesem Augenblick ärgerte, waren nicht etwa schlechte Nachrichten von diesen Unternehmungen, sondern ein sechs Seiten langer Brief seines Sohnes, den er an diesem Nachmittag erhalten hatte, und in dem die Hoffnung des Hauses Brigot ihm die Gründe auseinandersetzte, warum er ohne Verzug einen sehr notwendigen Angestellten weggeschickt habe. Deshalb fluchte Senjor Brigot leise vor sich hin und verwünschte seinen Erstgeborenen.

Gleichzeitig mit dem Brief war José Ferreira angekommen, der eine Woche lang in Madrid zurückgehalten worden war. Senjor Brigot dachte gerade an José Ferreira, als sich dieser Ehrenmann mit einem entschuldigenden Schmunzeln, als ob er sich der Schäbigkeit seines Abendanzuges bewußt sei, auf einen Stuhl an der gegenüberliegenden Seite des Tisches gleiten ließ. Senjor Brigot starrte ihn einen Augenblick lang an. Ferreira rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl herum.

„Wenn Sie mir telegraphiert hätten, dann hätte ich die Sache schon ins Reine gebracht," sagte Brigot schließlich, als er eine Unterhaltung fortsetzte, die er vor ein paar Minuten abgebrochen hatte. „Statt dessen kommen Sie, blöd wie Sie sind, direkt nach Paris, vergeuden Ihre Zeit in Madrid, und der erste, von dem ich die Geschichte höre, ist mein Sohn."

„Es war zum Verzweifeln," murmelte José, „aber Don Brigot —"

„Don Brigot!" höhnte der Vater dieses Biedermannes. „Don Brigot ist ein Affe. Warum kümmerten Sie sich um ihn? Haben Sie in Tanger nichts Besseres zu tun, als auf diesen Flohzirkus aufzupassen? Haben Sie keine anderen Pflichten?"

„Der junge Herr war so aufgebracht," murmelte José entschuldigend. „Er verlangte von mir, daß ich abfahren solle. Was konnte ich da tun?"

Brigot brummte etwas Beleidigendes. Ob es für seinen Sohn oder für Ferreira bestimmt war, ist schwer zu sagen. Ferreira beruhigte sich dabei, es auf sich zu beziehen.

Nachdem er das halbe Diner verzehrt hatte, wurde Brigot menschlicher.

„Der Frauen wegen wird es immer Streit geben, mein guter José, und Ihre Sache ist es, diplomatisch zu sein. Mein Sohn ist ein Dummkopf. Freilich sind alle jungen Leute Dummköpfe. Warum aber sollten Sie meine Geschäfte vernachlässigen, weil Emanuel sich dümmer benimmt als je. Schon in dieser Woche wollte ich nach Tanger fahren mit dem Vertreter eines reichen Syndikats, das mein Land kaufen will."

„Der gleiche Herr, der schon einmal kaufen wollte?" fragte José interessiert. Er war nicht nur der Direktor des Theaters in Tanger, sondern auch der Vertreter der eingerosteten, kleinen Goldminen-Gesellschaft, die Brigot gegründet hatte.

Der andere nickte.

„Derselbe verdammte Engländer," sagte er.

Obgleich er keine Ahnung davon hatte, daß sein Herr denselben Mann verfluchte, den José erst vor ganz kurzer Zeit in die Hölle gewünscht hatte, lächelte der kleine Mann doch mitfühlend.

„Ich habe auch einen Haß auf die Engländer," sagte er. „Mit welcher Unverschämtheit sie uns behandeln!"

Einige Zeit lang saß Herr Brigot schweigend da, dann aber wischte er sich den Mund an der Serviette ab, goß ein Wasserglas Rotwein hinunter und winkte seinem Begleiter mit dem Finger, sich näher zu ihm zu neigen.

„In ein oder zwei Tagen werde ich Sie nach Tanger zurückschicken."

„Zum Theater?" fing José an.

„Ach, Unsinn, zum Theater!" rief der andere verächtlich. „Ein Eseltreiber soll meinetwegen das Theater besorgen! Es handelt sich um die Mine!"

„Die Mine?" wiederholte Ferreira ziemlich erstaunt.

So lange es her war, daß ein Spatenstich den Boden aufgerissen hatte, so lange schon waren die Hoffnungen Brigots augenscheinlich so tot gewesen, daß man sogar das Wort „Mine" nie mehr gebraucht hatte, wenn man von dem Besitztum sprach.

„Mein Engländer wird sie kaufen. Ich habe zufällig erfahren, daß er den Grund in der Nachbarschaft aufgekauft hat, und er hat mir auch schon ein Angebot gemacht. Aber was für ein Angebot! Er soll m e i n e n Preis bezahlen, José!" Er stocherte in den Zähnen. „Und das wird ein hoher Preis sein, weil es absolut nötig ist, daß ich zu Geld komme."

José fragte nicht nach dem Preis, aber sein Arbeitgeber überhob ihn der Mühe.

„Fünf Millionen Pesetas. Zu diesem Preis werde ich das Land verkaufen, immer vorausgesetzt, mein Freund, daß wir nicht noch vor dem Verkauf Gold entdecken."

José lächelte schwach, und das schien seinen Begleiter zu ärgern.

„Sie sind ein Dummkopf," fuhr ihn Brigot gereizt an. „Sie haben kein Hirn. Sie halten das für eine irrsinnige Summe? Warten wir ab!"

Als sein Herr das Diner beendet hatte, wurde José unnachsichtlich fortgeschickt. Brigot mußte Verabredungen innehalten und eine Anzahl Besuche machen und wenn er sich auch mit dem kleinen Mann beim Diner unterhalten konnte, ohne seiner gesellschaftlichen Stellung zu schaden, so hatte er doch keine Lust, ihn auf seinen Gängen mitzunehmen. —

Wieder war es bei Abbaye, zu jener goldenen Stunde, da der Preis der Weine in die Höhe fliegt und das eleganteste Paris sich im großen Saale drängt, als Herr Brigot, der sich bereits im Zustand leutseliger Herzlichkeit befand, eine zauberhafte Vision hatte. Brigot erblickte das Mädchen und ihren Kavalier an einem der Nachbartische und erkannte in letzterem einen wohlbekannten Lebemann. Dieser fing seinen Blick auf und ging auf ihn zu.

„Wer ist Ihre reizende Begleiterin?" flüsterte Brigot, dessen Fehler, wie Cartwright so sicher vermutet hatte, eine Schwäche für hübsche Gesichter war.

„Eine amerikanische Dame, die gerade aus Marokko kommt."

Cartwright hatte Sadie O'Gradys Begleiter sehr gut ausgewählt. Einige Minuten später war Brigot zu dem andern Tisch hinübergegangen, setzte sich, wurde vorgestellt und befand sich in jenem angenehm durchglühten Gemütszustand, der einen Mann seiner Art überkommt, wenn er Eindruck gemacht zu haben glaubt.

Diese „amerikanische Witwe" mit ihrem drolligen, gebrochenen Französisch, ihren schönen Augen und der reizvollen Vornehmheit, die am besten zu schönen Kleidern paßt, war lieblicher als irgend eine Frau, die er jemals getroffen hatte — das konnte er beschwören, wie er es schon früher oft geschworen hatte. Die Freundschaft machte täglich größere Fortschritte, und der Eindruck, den das Mädchen ausübte, war so groß, daß man Brigot zu den ungewöhnlichsten Stunden unterwegs antreffen konnte.

Der geduldige José Ferreira war in einer Mission nach Madrid geschickt worden, teils weil Brigot es müde war, ihn immer um sich herumlungern zu sehen, teils weil in dieser Stadt wirklich ein Geschäft abzuwickeln war. —

Sadie erstattete ihrem Arbeitgeber Bericht über die Fortschritte.

„Oh, ja, er ist verrückt genug nach mir. Aber ich werde auch ein bißchen verrückt dabei. Wie lange soll denn das noch weitergehen?"

„Vielleicht noch eine Woche," schlug Cartwright vor, und lächelte beifällig, als das hübsche Gesicht sich verdüsterte. „Haben Sie schon darüber gesprochen, daß Sie an seinem Landbesitz einen Narren gefressen haben?"

Sie nickte.

„Er wollte es mir auf der Stelle schenken. Aber Sie wissen ja selbst, wie diese Spanier sind. Wenn ich das angenommen hätte, so würde er mich vor die Tür gesetzt haben."

„Sehr richtig," stimmte Cartwright zu. „Man darf bei ihm den Bogen nicht zu straff spannen. Hat er etwas erwähnt über andere Angebote, die er bekommen hat?"

Das Mädchen nickte.

„Er sprach von Ihnen," sagte sie; „er nannte sie Benson — ist das Ihr wirklicher Name?"

„Er ist gut genug."

„Es ist merkwürdig," grübelte das Mädchen und sah ihn gedankenvoll an, „daß ich niemals einen Freund von Ihnen in Paris treffe — und daß niemand Sie kennt — mit Namen. Ich ging in Ihre Wohnung in der Avenue de la Grande Armée," bekannte sie offen, „und ich fragte den Hausmeister nach Ihnen. Auch dort sind Sie Benson."

Cartwright kicherte.

„In meinem Geschäft," sagte er, „muß man verschwiegen sein. Der Name, der für London angängig ist, ist für Paris nicht gut genug, und umgekehrt," fügte er hinzu.

„Sie sind ein seltsamer Mann. Wenn Sie mich nun unter dem Namen Benson heiraten, wird das gesetzlich gültig sein?" fragte sie zweifelnd.

„Selbstverständlich ist es gültig. Ich wundere mich, daß ein Mädchen von Ihrer Intelligenz solche Fragen stellt," sagte Cartwright. „Welches Programm haben Sie für heute abend?"

Sie verzog ein wenig das Gesicht.

„Zu Merigny zu gehen, und das Souper bei Corbet zu nehmen — in einem extra reservierten Speisezimmer."

Er nickte.

(Fortsetzung folgt.)

Ursachen der Krebskrankheit.

Von Sir William Arbuthnot Lane, London.

Hier äußert sich der berühmte englische Forscher zum Problem der wirksamen Bekämpfung der Krebskrankheit, einer wahren Geißel der Menschheit. Er tritt weniger für die chirurgische Heilung ein als für die Vorbeugung durch zweckmäßige Ernährung.

Mit Ausnahme der Fälle der durch chemische Vergiftung oder durch die Einwirkung von Röntgenstrahlen hervorgerufenen Krebserkrankungen wird Krebs im allgemeinen durch das Gift erzeugt, das sich durch Anhäufung von Ueberresten verdauter Nahrung im Körper bildet. Die Zustände von Hartleibigkeit und Verstopfung können, wenn ihnen nicht in frühen Jahren wirksam entgegengetreten wird, die Grundlage zu einem späteren Krebsleiden bilden. Leider ist die Erkenntnis noch nicht so verbreitet, als es notwendig wäre, dem großen Publikum die Wichtigkeit der richtigen Ernährung vor Augen zu führen, um es vor den oft zwanzig und dreißig Jahre später auftretenden furchtbaren Folgen zu behüten.

Krebs ist eine Folgeerscheinung der Kultur und der Ueppigkeit in der Ernährung der wohlhabenden Klassen. Wenig zivilisierten Völkern mit ihren primitiven, gesunden Ernährungsarten ist er fast völlig unbekannt. Um dem Ergebnis dieser langsamen Vergiftung unseres Körpers durch unnatürliche Gewohnheiten und erkünstelte Nahrungsarten vorzubeugen, ist es notwendig, zu der einfachen Lebensweise der Naturvölker zurückzukehren. Wenn dies praktisch im großen Maßstabe durchgeführt werden würde, wäre Krebs in hundert Jahren ebenso rar wie der Aussatz.

Es wäre nicht von so tiefgreifender Bedeutung, wenn die üble Gewohnheit, verfeinerte und leicht verdauliche Nahrung zu sich zu nehmen, nur auf einen Monat oder gar auf ein Jahr beschränkt bleiben würde. Aber von frühester Kindheit an wird der Körper durch Jahrzehnte hindurch chronischer Reizung und langsamer Vergiftung ausgesetzt.

Die Vergiftung des Körpers geht so langsam vor sich, daß man erst nach Vollendung des 45. Lebensjahres von einem Gefahrenalter für Krebs sprechen kann. Ist nun der Mensch in dieses „Krebsalter" eingetreten, befindet er sich in der der Ausbreitung dieser entsetzlichen Krankheit günstigen Verfassung, so hat er selbst die ganze Schuld daran, da er es den Gewebezellen seines Körpers durch Jahre hindurch gestattete, sich mit Giftstoffen vollzusaugen und folglich zu entarten, so daß der Krebserreger in diesen degenerierten Zellen eine vollkommene Angriffsbasis fand. Die Krebsgeschwüre treten dann in den Eingeweiden auf, — im besten Falle aber an der Brust und überhaupt an der Oberfläche des Körpers, wo wir sie noch rechtzeitig erkennen und durch Operation entfernen können. Die Geschwüre, die sich im Innern des Körpers, vor allem im Magen vorfinden, sind meistens in ein so fortgeschrittenes Stadium gelangt, daß die chirurgische Entfernung entweder unmöglich ist oder eine teilweise Extraktion wenig Aussichten für eine Rettung bietet. Bei diesen Geschwüren kann es sich übrigens nicht nur um eine solche handeln, die durch die Aufhäufung verdauter Speisereste entstanden sind, sondern auch um solche, die durch die Einwirkung von chemischen Stoffen in Fabrikbetrieben (Arsenik, Anilin, Teer) vorbereiteten Nährboden in den durch sie zersetzten Magenwänden fanden.

Da das einzige Mittel, das für die energische Bekämpfung der Krebskrankheit zur Verfügung steht, die Chirurgie ist, und diese auch in neunzig von hundert Fällen versagt, so muß die moderne Medizin nach anderen Behelfen Ausschau halten und das einzige aussichtsreiche Mittel ist das der Vorbeugung durch zweckmäßige Ernährung. Vor allem sind unsere Verdauungsorgane durch die fortwährende Beschäftigung mit leichtverdaulichen Nahrungsstoffen derart degeneriert, daß sie verlernt haben, zu arbeiten und tätig zu sein und dadurch alle die verschiedenen Arten von Darmträgheit, Verstopfung und Hartleibigkeit hervorrufen, die den Keim für die spätere Krebserkrankung in sich tragen. Die Verdauungsorgane können nicht arbeiten, wenn sie nicht etwas haben, das sie verarbeiten können, wenn unsere Nahrung keine groben, schwer verdaulichen Materialien enthält. Zum Unglück strebt man in allen Kulturländern dahin, die grobe Nahrung verschwinden zu lassen und vergißt dabei ganz, welche Gefahren diese Idee in sich birgt. Wir müssen daran denken, daß sich der menschliche Körper Millionen Jahre hindurch ausschließlich mit der Verarbeitung einfacher Nahrungsmittel beschäftigte. Deshalb müssen wir wieder zu der natürlichen Nahrung zurückkehren, die die Darmtätigkeit anregt und alle Organe gleichmäßig anregt. Wir müssen zu den primitiven Nährmitteln der Urvölker zurückkehren oder wenigstens dauernd gebrauchen: Gemüse, frisches Obst, Schrotbrot und dergleichen. Als Beispiel für diese Theorie können wir anführen, daß man ein Tier töten kann, indem man es ausschließlich mit einer „wissenschaftlich" zusammengesetzten Nahrungsration füttert. Diese synthetische Ernährungsweise gibt dem Verdauungsapparat keine groben Stoffe zu verarbeiten, und ohne Vitamine, Salze und grobe Stoffe bleiben die Reste verdauter wissenschaftlicher Nahrung in den Organen, verursachen mit der Zeit eine lokale Reizung und erzeugen Gifte, die in die Blutbahnen übergehen. Wenn wir die Menschen bewegen könnten, zu natürlichen Gewohnheiten und Nahrungsmitteln zurückzukehren, bei denen der Körper gedeiht, so wäre die Gefahr der Krebserkrankung im späteren Alter endgültig gebannt.

Vor allem ist auch hier das wirtschaftliche Moment ausschlaggebend. Die Behandlung der Krebskrankheit durch chirurgische und rein medizinische Mittel ist kostspielig und abgesehen davon in ihrer Heilwirkung meistens fraglich. Die Vorbeugung aber verursacht aber gar keine Kosten. Für den Menschen, der durch natürliche und den Verdauungsapparat anregende Ernährung körperlich gesund ist, besteht die Gefahr einer Krebserkrankung nicht, denn der gesunde Körper schüttelt automatisch alle Krankheitskeime ab.

In seinem Buch über Krebs berichtet Ellis Barker, wie er sich eines Tages in einem zoologischen Garten erging und bemerkte, wie ein Elefant mit dem Rüssel einen Besen aufnahm und ihn mit Stumpf und Stiel verzehrte. Er lief zu dem Wärter und berichtete ihm davon, denn er dachte, der Elefant würde sich mit diesem sonderbaren Genußmittel Schaden tun. Der Wärter aber lachte und meinte, das hätte garnichts zu bedeuten, der Elefant wisse schon, was ihm gut tue. Der menschliche Magen zwar verträgt wohl keinen Besen, aber sonst braucht er die groben Stoffe zur Anregung der Darmtätigkeit ebenso notwendig wie der Magen des Elefanten.

Ein Beweis für meine Theorie ist übrigens die Statistik. Sie spiegelt in interessanter Weise die Unterschiede wider, die zwischen den unzivilisierten Völkern mit natürlichen und gesunden Verdauungsvorgängen und jenen bestehen, deren Körper der schädlichen Einwirkung der Ernährung der Kulturvölker ausgesetzt ist. So führt die große Mehrheit der Neger auf Jamaika das gesunde, normale Leben von Tieren, und Krebs ist bei ihnen vollkommen unbekannt. Die ihnen stammesverwandten Neger von Chicago aber sind „zivilisiert" und essen die Nahrungsmittel der Kultur — der Prozentsatz der unter ihnen an Krebs erkrankten ist der gleiche wie der der weißen Bevölkerung, mit der sie zusammenleben.

In Amerika, dem Land, in dem am meisten Konservennahrungsmittel, Büchsenfleisch, sterilisierte Milch, Surrogate wie Margarine, Eiersatz, Früchte in Gläsern, getrocknete Gemüse in Dosen und stark ausgemahlenes Brot konsumiert wird, ist nach den Berichten von Dr. F. L. Hoffmann, der in der Krebsforschung der Vereinigten Staaten ausgezeichnete Arbeit leistet, die Ziffer für die Krebserkrankung gegenwärtig im Steigen begriffen: sie nimmt jährlich um 2½ Prozent zu. Besonders Frauen erkranken in doppelter Anzahl als Männer, da ihre Lebensgewohnheiten und ihre organische Körperbeschaffenheit besonders zur Verstopfung prädestiniert, deren Folge dann die Erkrankung an Krebs ist.

In allen Fällen, in denen ich persönlich Gelegenheit zur Beobachtung hatte, konnte ich einwandfrei feststellen, daß der Krebskranke vorher an chronischer Verstopfung gelitten hatte und die Infektion mit Krebs eine direkte Folge dieses mangelhaften Funktionierens seines Verdauungsapparates war. Deshalb zurück zu den einfachen Nährmitteln der primitiven Völker, zurück zu den primitiven Genüssen der Tafel. Ich will nicht sagen, daß die verfeinerten und konservierten Nahrungsmittel der Gegenwartskultur unserem Körper direkten Schaden zufügen, aber ich bin der bestimmten Ansicht, daß sie eben durch ihre Verfeinerung und ihre leichte Verdaulichkeit unsere Gesundheit untergraben, indem sie die Substanzen zerstören, die zu ihrer Erhaltung unbedingt notwendig sind. In den letzten zwei Jahrhunderten bescherte uns die Kultur eine unübersehbare Auswahl umständlich zu präparierender Nährstoffe, die der Körper ablehnen muß, nachdem er bisher nicht darauf eingestellt war. Er macht gewaltige Anstrengungen, doch ist er nicht imstande, sich der Ueberreste gänzlich zu entledigen. Als Folge ergibt sich, daß die Menschen nicht mehr schmerzlos im Schlafe entschlummern, wenn sie 70 Jahre gelebt haben; die Uhr läuft nicht einfach ab und bleibt stehen, wie es sollte, sondern das feine Räderwerk wird geschwächt. Der Apparat erliegt vorzeitig den Anforderungen einer überfeinen Gastronomie, die das Zeichen einer überfeinerten Kultur ist, und die es auch bewirkt hat, daß Krebs eine Kulturkrankheit geworden ist.

Der Mann, der den Haupttreffer machte.

Er will kein Millionär sein.

(Nachdruck verboten.)

Schneidermeister Leclerc, ein 27jähriger, fleißiger, angesehener junger Mann, ging still und bescheiden in Roubaix seinem ehrsamen Handwerk nach. Vor einiger Zeit mußte er, obschon er sich sträubte, von einem seiner Kunden, der nicht in bar zahlen konnte, für Anfertigung eines Beinkleides ein Los in Zahlung nehmen, das er achtlos in eines seiner Schrankfächer legte.

Einige Zeit später las er zufällig in der Zeitung, daß der Haupttreffer einer großen Lotterie, deren Ziehung vor einiger Zeit stattgefunden hatte, nicht abgeholt worden und daß der Besitzer des Loses bisher nicht aufzufinden war. Paul Leclerc erinnerte sich seines Loses, holte es aus seinem Versteck hervor und verglich die Nummer mit der des Gewinnloses. Es bestand

kein Zweifel mehr, er hatte den Haupttreffer gezogen. Er war über Nacht zum Millionär geworden!

Selbstverständlich war seine Freude groß. Dessenungeachtet machte er sich sofort wieder an seine Arbeit, und keiner seiner Freunde erfuhr etwas von seinem neugewonnenen Reichtum.

Am nächsten Morgen fuhr er nach Paris, um sein Geld abzuheben. Mit Windeseile hatte sich das Gerücht verbreitet, wer das große Los gewonnen hatte, und von diesem Moment an war es um die Ruhe des Glücklichen geschehen. Das kleine Hotel, in dem Leclerc abgestiegen war, war von Menschen umlagert, und der Schneidermeister konnte sich der andrängenden Besucher nicht erwehren, die ihm mit Ratschlägen kamen, die ihn mit Bittgesuchen bestürmten, und die mit ihm Geschäfte machen wollten. Er mußte ein teures Auto kaufen, er mußte eine Lebensversicherung abschließen, er mußte Hausbesitzer werden; er wußte nach wenigen Stunden nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Bis sich eine liebenswürdige Dame seiner annahm. Die energische junge Schönheit warf alle Besucher hinaus, drängte Leclerc in einen weichen Sessel und setzte sich auf seinen Schoß. Noch nie habe ihr ein Mann so gut gefallen, wie Herr Leclerc, erzählte sie ihm mit schmeichlerischer Stimme; auf ihn habe sie gewartet und ihn liebe sie. Er würde ihr Freund werden. Dem guten Schneidermeister blieb nichts anderes übrig, als sich den Wünschen seiner neuen Freundin zu fügen, die ihn von einem Modeatelier ins andere schleppte, und die ihn bald zu einem veritablen Gent herausstaffiert hatte. Dann begleitete er sie zum ersten Pariser Damenschneider, wo die Freundin ihre Toilette von Grund auf erneuerte, und zu einem Juwelier, wo sie sich nicht gerade die schlechtesten Stücke heraussuchte. Am Abend hatte Mademoiselle Amélie in aller Eile eine große Gesellschaft in ein fashionables Pariser Restaurant geladen, in dem ihre Verlobung mit dem armen Paul gefeiert wurde. Als Paul Leclerc gegen Morgen in seinem kleinen Hotelzimmer angelangt war, konnte er konstatieren, daß er bereits 50 000 Frank von seinem Vermögen losgeworden war.

Unbändige Reue überfiel ihn, als er an das hinausgeworfene Geld dachte. Das Millionärsein war ihm noch zu ungewohnt, als daß er über seine Verschwendungssucht ohne weiteres hinweggekommen wäre. Er nahm sein Rasiermesser und öffnete sich die Pulsadern. Glücklicherweise konnte man ihn noch rechtzeitig finden, und nach acht Tagen wurde er als geheilt aus der vornehmen Privatklinik entlassen, in die er gebracht worden war.

Er hatte indes genug von Paris, von seiner Braut, von seinen neuen Freunden, von all dem Luxus, und er kehrte, kaum daß er die Klinik verlassen hatte, nach Roubaix zurück. In seiner Wohnung erwarteten ihn Berge von Briefen: dreitausend Mädchen wollten ihn heiraten, noch mehr Geschäftsleute wollten seine Kompagnons werden, und unzählige verkrachte Existenzen warteten darauf, daß er sie wieder gesund machte.

Paul Leclerc war infolge seiner Pariser Erlebnisse so gescheit geworden, die ganze Makulatur zu verbrennen. Sein ganzes Geld machte ihm keine Freude mehr, erklärte er seinen Freunden. Er wolle es vorläufig nicht mehr anrühren, und einfach auf der Bank liegen lassen; er werde weiter Schneidermeister bleiben und zerrissene Hosen flicken. Er werde Roubaix nicht mehr verlassen, von dem Sündenbabel Paris habe er auf Lebenszeit genug.

Herr Leclerc ist noch sehr jung; es steht zu hoffen, daß sich sein Sinn mit der Zeit ändert, und daß er sich noch einmal freuen wird, Millionär geworden zu sein, wenn auch gegen seinen Willen.

Esel-Anekdoten.

Der kaum 20jährige Börne befand sich in einem Kreise disputierender Herren und wurde wider Willen ins Gespräch gezogen. Ein schon ältlicher Herr, der seine ungereimte Meinung mit großer Hitze verteidigte, fuhr den jungen Börne, der ihm zu widersprechen gewagt hatte, mit den Worten an: „Sie junger Mann, Sie wagen es, mir zu widersprechen? In Ihren Jahren war ich noch ein Esel." — „Da haben Sie sich aber gut konserviert!" sagt Börne rasch.

*

Lichtenberg wurde von einem Grobian auf seine großen Ohren aufmerksam gemacht. „Es ist wahr," entgegnete der Philosoph, „für einen Menschen sind meine Ohren zu groß und die Ihrigen für einen Esel zu klein."

*

Maria Antoinette hatte eine gestrenge Hofmeisterin, die in allen Dingen höfischer Etikette sehr pedantisch war.

Eines Sommertags belustigte sich die Königin damit, im Park auf einem Esel zu reiten. Dieser Esel befreite sich von seiner schönen Last mit einem plötzlichen Ruck. Noch im Grase liegend, rief Maria Antoinette einer ihrer Hofdamen lachend zu: „Schnell, schnell, holen Sie Madame de Bailles, damit sie sagt, was die Etikette vorschreibt, wenn ein Esel die Königin von Frankreich abgeworfen hat!"

*

In einer Gesellschaft wurde über die Frage: „Was ist Liebe?" gestritten.

„Die einzelnen Buchstaben des Wortes verraten es Ihnen," sagte Saphir, der geistvolle Spötter, „nämlich: Lange Irrungen eines betrogenen Esels!"

Da aber gab eine ebenfalls nicht auf den Mund gefallene Dame ihrer Entrüstung über diese Deutung Ausdruck, indem sie Saphirs System rückwärts in Anwendung brachte, mit den Worten: „Eselhafte Bemerkung eines impertinenten Lümmels!"

*

Der Kardinal Clesel verachtete die Gelehrten. Einst, an der Tafel des Kurfürsten von Sachsen, benahm Clesel sich einem Professor Taubmann gegenüber recht hochfahrend. Taubmann fragte darauf bei passender Gelegenheit den Kardinal, ob er wisse, wie man 150 Esel in einem Wort schreibe.

Als der Kardinal verneinte, schrieb Taubmann auf ein Blatt Papier: CLesel.

*

Der arabische Kalif Mervan trug den Beinamen „Der Esel", und war sehr stolz auf diesen Titel, weil man Meister Langohr für das mutigste und unerschrockenste Tier hielt.

*

Als der König Philipp von Mazedonien (359—336 v. Chr.) im Felde einen schönen Platz ausgesucht hatte, um das Lager aufzuschlagen, machte ihn jemand darauf aufmerksam, daß es an dem Platze an Futter für das Vieh mangelte.

Philipp antwortete: „Es muß mit unseren Vorzügen doch nicht viel zu bedeuten haben, wenn wir genötigt sind, uns nach den Eseln zu richten."

*

Voltaire begab sich eines Tages zu dem Dichter Piron, traf ihn jedoch nicht zu Hause und schrieb das Wort „Esel" auf Pirons Zimmertür.

Piron, der seine Schrift sofort erkannte, suchte Voltaire am nächsten Tage auf. „Ich komme, Ihren Besuch zu erwidern, verehrter Freund!"

„Den von gestern! Sie waren so freundlich, mir Ihre Visitenkarte auf der Zimmertür zu hinterlassen."

*

Hermann Wendel war einst als Sechsundzwanzigjähriger im Reichstag der Jüngste.

Ein anderer Parteigenosse gab gelegentlich in einer Rede seine Bedenken ob der Tauglichkeit dieses Jünglings Ausdruck.

Da drückte Adolph Hoffmann diesen Zwischenruf ab: „Et jibt junge und et jibt alte Esel."

*

Zu den verbreitetsten Erzeugnissen einer Weise, die Kinder mit einer erkünstelten Naivität zu belehren und dabei kindlich mit kindisch zu verwechseln, gehörte die R . . . sche Naturgeschichte, in der die Tiere zu sprechen anheben und sich sogar das erzählen, was die Naturforscher an ihnen beobachteten.

Als dem als scharfzüngig bekannten Leipziger Mathematiker Kästner ein Exemplar dieser Naturgeschichte in die Hand kam, schrieb er das Epigramm hinein:

„In diesem Buche spricht, wie es sich traf,
Die Ziege bald und bald das Schaf,
Der Esel nur kann nicht zu Worte kommen,
Die Rolle hat der Autor übernommen."

Aus aller Welt.

Die Falltür der Brüder Corneille. Die beiden dichtenden Brüder bewohnten das gleiche Haus, und zwar wohnte im oberen Stockwerk Peter und im unteren Thomas. Ihre beiden Arbeitszimmer waren indes durch eine Falltür, die sich bequem öffnen ließ, verbunden. War nun Peter mitten im Dichten und fand im Augenblick keinen Reim, so machte er schnell die Falltür auf und rief hinunter: „Thomas, einen Reim!" Darauf erfolgte dann sofort die gewünschte Antwort, denn auch Thomas war ein geschickter Reimkünstler, und die Arbeit konnte nun wieder weitergehen. Das heißt, die Arbeit, die darin bestand, daß Peter seiner Frau die Verse, die er dichtete, in die Feder diktierte, wobei wiederum die seltsame Gewohnheit herrschte, daß Frau Corneille die Verse ihres Gatten, auf den Knien liegend, schrieb.

Singende Austern. Bei drahtlosen Unterwasserversuchen an der Küste von Nord-Carolina wurden empfindliche Störungen wahrgenommen. Es stellte sich heraus, daß sie auf eine Art summendes Geräusch der Austern zurückzuführen waren, die keine Rücksicht nahmen auf die Versuche. Allerdings dürfte dieser „Gesang der Austern" nur von den empfindlichen Radioapparaten wahrzunehmen sein; das menschliche Gehör wird nichts vernehmen.

Fröhliche Ecke.

Nationalökonomie. Spillickes sind nach München gekommen und geraten auf den Odeonsplatz. Da hausen Tauben, beinahe zu viele Tauben. Die werden von den Fremden gefüttert, was reizende Bilder ergibt. Spillicke stürzt sofort nach dem zu diesem Zwecke vorhandenen Verkaufsstande und ersteht Taubenfutter, eine Tüte für die Gattin und eine für sich. Frau Spillicke muß staunen. „Ja, Oskar, was ist das? Wie wir in Venedig waren, und ich da die Tauben füttern wollte — was hast du für einen Krach gemacht!" — Spillicke erklärt überlegen und belehrend: „Liebes Kind, das ist ganz was anderes. Was die Tauben hier fressen, das bleibt doch im Lande."

Moderne Frauen. „Zu welchem Typ von Frauen gehört eigentlich Deine Freundin?" — „Sie ist eine Frau von sechzig Jahren, die glaubt, daß man sie für höchstens 50 halte, aber immer erklärt, daß sie erst 40 sei, sich wie eine 30jährige anzieht und wie ein Backfisch von 20 benimmt."